

# Grenzbeziehungen von einst und deren Auswirkung auf den jüdisch-christlichen Dialog heute

Christian M. Rutishauser SJ

## I. Metaphern für das jüdisch-christliche Verhältnis

Wir brauchen verschiedene Metaphern und Bilder, um das Verhältnis von Judentum und Christentum zu beschreiben. Sie vereinfachen natürlich. Doch sie sind auch synthetisch und bringen vieles auf den Punkt. Daher gilt es vorsichtig mit ihnen umzugehen. Man muss Metaphern darauf hin befragen, welche Wertungen und Aspekte sie ausdrücken und welche sie ausschliessen. Im jüdisch-christlichen Verhältnis ist die Familienmetapher seit jeher gebräuchlich. Dies ist in der Hebräischen Bibel und auch im Neuen Testament selbst begründet. Schon in der Genesis werden Familienverhältnisse gezeichnet, die für ganze Völker stehen: Jakob/Israel für die Israeliten, Esau für die Edomiter. Auch Kain steht für seine Nachkommen, und bei Abraham ist es explizit, dass aus ihm ein ganzes Volk erstehen soll. (Gen 12,2) Da die Hebräische Bibel von einer patriarchalen Struktur mitgeprägt ist, spielt das Erstgeburtsrecht eine besondere Rolle. Der älteste Sohn wird anders behandelt, steht im Erbrecht an vorderster Stelle. Auch das jüngste Kind hat oft einen eigenen Status. So liebt Israel seinen Benjamin besonders innig. Doch auch Josef ist ein Lieblingssohn von Jakob, weil auch er seiner Liebesbeziehung mit Rahel entstammt und nicht seiner ihm aufgezwungenen Verbindung mit Lea. Verschiedenste Faktoren bestimmen also die Stellung eines Kindes. Schwer wiegt vor allem, wenn das Kind aus einer unehelichen, unlauteren oder gar erlisteten Beziehung hervorgegangen ist – da wird es geradezu verachtet. Bei Tamar und ihren Zwillingsöhnen Perez und Serach begegnen wir solchen Verhältnissen (Gen 38). Doch nicht nur die Abstammung ist zu bedenken, wenn die Familienmetapher für das jüdisch-christliche Verhältnis benutzt wird. Auch die Geschwisterkonflikte sind in den Blick zu nehmen. Gerade bei den Söhnen Jakobs, aber auch jenen von David zum Beispiel, spielt Neid und Rivalität eine prägende Rolle. Geschwisterbeziehungen sind nicht zu romantisieren.

Das Auseinandergehen der Wege von rabbinischem Judentum und Christentum über mehrere Jahrhunderte in der Spätantike, wie es „Borderlines“ zeichnet, lässt uns heute von Judentum und Christentum als Geschwisterreligionen sprechen. Weil sich beide religiösen Traditionen gegenseitig beeinflusst haben. Beide stellen auch eine Neuinterpretation des Erbes dar, das die Hebräische Bibel aufgibt. Doch stellt sich sofort die Frage, was für Geschwister die beiden Glaubensgemeinschaften denn sind. Sind es Zwillinge? Wer ist der Erstgeborene und wer der Zweitgeborene? Wer ist erbberechtigt und wer trägt den Segen? Ist eines der beiden ein Hurenkind oder von einer «besonders geliebten Frau» und hat daher Sonderstatus? Wenn die Geschwistermetapher verwendet wird, sind die Implikationen weiterhin zu befragen. Papst Pius XII. sprach 1939 zu den Juden und sagte: «Geistlich sind wir alle Semiten.» Damit wollte er angesichts des grassierenden Antisemitismus die Verwandtschaft und Nähe der Christen zum Judentum ausdrücken. Wohlwollend gemeint also. Papst Johannes XXIII. empfing eine jüdische Delegation mit den Worten: «Ich bin Josef, euer Bruder.» Er brachte sehr persönlich die Geschwistermetapher ins Spiel, war doch sein Taufname Angelo Giuseppe, also Engel Josef. Zugleich zitierte er die Stelle aus Gen 45, wo sich Josef in Ägypten seinen Brüdern zu erkennen gibt. Sich Wiederfinden und Versöhnung soll gefeiert werden. Johannes Paul II. tendierte in dieselbe Richtung, wenn er die Juden als die «älteren Brüder im Glauben»

bezeichnet. All diese Bezeichnungen suchen wohlwollend die Nähe zum Judentum. Sie wollen ihm gleichsam das Erstgeburtsrecht zugestehen. Doch auf jüdischer Seite kamen diese Benennungen nicht nur gut an. Bei Esau und Jakob ist es ja gerade der Zweitgeborene, also der Jüngere, der den eigentlichen Segen davonträgt, nicht der Erstgeborene. Und die Esau/Jakob-Bruderbezeichnung wird traditionell rabbinisch vor allem für die Feindschaft zwischen jüdischer und christlicher Tradition verwendet. Kann es wirklich zu einer Versöhnung kommen? Das Dokument «Den Willen unseres Vaters im Himmel tun», von orthodoxen Rabbinern 2015 zum Dialog mit der Kirche 50 Jahre nach *Nostra aetate* veröffentlicht, spricht von den Christen als «Brüder und Schwestern», mit denen man partnerschaftlich unterwegs sein will. Von „älter“ oder „jünger“ ist dabei nicht die Rede. Und der *Rabbinical Council of America*, die *Europäische Orthodoxe Rabbinerkonferenz* und das *Oberrabbinat des Staates Israel* nehmen in ihrer Erklärung aus dem Jahr 2017 «Zwischen Jerusalem und Rom» die Geschwistermetapher überhaupt nicht auf. Sie sprechen nur von „Partnern“ im jüdisch-christlichen Dialog. Vor allem ist es für Juden heute wichtig, nicht nur im Schlepptau des Christentums genannt zu werden. Sie wollen zurecht als eigene Glaubens- und Volksgemeinschaft dazustehen, ohne vom Christentum vereinnahmt zu werden. Gerade Rav Soloveitchik, der seit den 1960er Jahren die Position des Verhältnisses der jüdischen Orthodoxie zum Dialog stark geprägt hat, betont in seinem Aufsatz *Confrontation* von 1964, dass das Judentum eine eigenständige Grösse ist, die sich nicht immer im Vergleich zum Christentum sehen möchte.

Trotz all den hier nur angeschnittenen Fragen scheint mir die Geschwistermetapher für das jüdisch-christliche Verhältnis geeignet. Zudem ist sie nicht neu. Schon Augustinus (354-430) legt das Gleichnis vom barmherzigen Vater mit dem verlorenen und dem zuhause gebliebenen Sohn so aus, dass mit dem Verlorenen die Heidenchristen gemeint sind und mit dem zuhause Gebliebenen die Juden. (Lk 15,11-32) Neueren Datums ist eher die Mutter/Tochter-Metapher. Sie bezeichnet jedoch zu sehr eine Sukzession, in der eine Generation die andere ablöst. Das kann stark nach Substitution riechen. Dabei betont sie einseitig, dass das Christentum aus dem Judentum hervorgegangen ist und bezeichnet nicht die gegenseitige Beeinflussung. Andererseits markiert sie natürlich auch besser, dass sich das Christentum als heiden-christliche Kirche dem Judentum verdankt, das sicher eine ältere Erwählungstradition darstellt. Und mit der biblischen Tradition, Vater und Mutter zu ehren, erhält auch die Mutter ein besonderes Gewicht: Sie ist die natürliche Spenderin des Lebens. So hat auch das Mutter/Tochter-Bild weiterhin seine Berechtigung.

Lassen Sie mich diese ersten Überlegungen zu synthetisierenden Bildern für die jüdisch-christliche Beziehung mit einem Hinweis schliessen: Es gibt zahlreiche andere Metaphern in der Bibel. Am bekanntesten ist sicher das Ölbaumgleichnis von Paulus in Röm 11. Es knüpft an der grossen Tradition an, Israel als Weinrebe oder Weinberg zu sehen. (Jes 5; Ps 80) Oft wird es so interpretiert, dass Israel die Wurzel oder der Ölbaum sei, und dies wird mit dem heutigen Judentum gleichgesetzt. Diese Lesart ist wohl von der Mutter/Tochter-Metapher inspiriert, hat aber wenig mit dem Text selber zu tun. Das Judentum heute stellt wohl eher die herausgebrochenen Zweige dar. Die verbliebenen Zweige wären das Judenchristentum, das es heute kaum mehr gibt. Die eingepfropften Zweige sind die Heidenchristen und folglich das heutige Christentum. Und wer ist dann der Stamm, die Wurzel? Etwa das vorchristliche Judentum? Die Exegese weist eher darauf hin, dass die Wurzel Abraham und Christus der Stamm ist, woraus denn auch Juden- und Heidenchristen als Zweige wachsen. Eigentlich funktioniert das Ölbaumgleichnis des Paulus für die heutige Dialogsituation nicht. – Vielmehr möchte ich auf ein Bild hinweisen, das Evagrius Ponticus (345-399) im Buch Numeri 13 findet:

Die beiden Kundschafter, die aus dem verheissenen Land zurückkommen und eine grosse Traube an einer Stange auf den Schultern tragen. Für Evagrius ist der erste Träger das Judentum, der zweite das Christentum. Beide schauen in dieselbe Richtung. Schauen sie bei Evagrius auf das verheissene Land, so scheint mir eher, dass sie auf die Völker schauen, denn sie kommen ja mit der Traube aus dem verheissenen Land zurück. Juden und Christen sollen Licht für die Völker sein. Für Evagrius ist die Traube an der Stange Christus, gekreuzigt und sich in Wein und Blut hingebend zugleich. Die Christen haben die Traube und damit Christus im Blick, weil er vor ihnen ist. Die Juden haben ihn im Rücken und sehen ihn nicht, weil er hinter ihnen ist. Dies wäre ein Bild für den gemeinsamen Sendungsauftrag von Judentum und Christentum heute, wenn man sie denn aneinanderbinden will.

## II. Hermeneutische Überlegungen zu Ursprungsgeschichten

Die Rekonstruktion des Auseinandergehens der Wege von Christen und Juden gehört, zumindest aus christlicher Sicht, zur Rekonstruktion des eigenen Ursprungs. Für das Judentum mögen die Jahrhunderte seit der Zeitenwende eine normative Neuorientierung nach der Zerstörung des Tempels bedeuten. Solche Ursprungserzählungen haben nie nur informativen Charakter. Sie beschreiben nicht nur historisches Geschehen. Der Ursprung ist immer auch formgebend, paradigmatisch, prägend für die Identität. Er behält durch den Lauf der Geschichte hindurch seine Orientierung gebende Kraft. In den Ursprung werden diejenigen Elemente der eigenen Identität hineingelesen, die dem geschichtlichen Wandel entzogen sein sollen. So ist zum Beispiel das Abendmahl Jesu normativ für das Christentum. Nicht nur der Ritus von Brot und Wein ist damit für immer gesetzt, auch die Tatsache, dass das Priestertum in der röm.-kath. und orthodoxen Tradition nur Männern vorbehalten ist, wird damit begründet, dass beim Abendmahl nur die Jünger anwesend waren. Eine solche Ursprungsgeschichte kann aber auch unterschiedlich interpretiert werden. Dies prägt dann gerade die Differenzen zwischen den verschiedenen christlichen Denominationen mit. Mit „Borderlines“ steht die Ursprungsgeschichte des jüdisch-christlichen Verhältnisses und des Dialogs zwischen Juden und Christen zur Debatte. Diese historische Rekonstruktion hat also besonderes Gewicht. „Borderlines“ definiert dazu eine Zeitspanne von der ersten Hälfte des 1. Jh. bis zum Ende des 4. Jh. unserer Zeitrechnung. Bis anhin wurde das Auseinandergehen der Wege auf das 1. Jahrhundert begrenzt, und die Forschung hatte allenfalls noch das 2. Jh. im Blick. Selbstverständlich verändert eine solche zeitliche Ausdehnung die Ursprungsgeschichte massiv.

Der Mensch fragt aber immer wieder nach dem Ursprung, und bei Erneuerungsbewegungen ist das *ad fontes*, das Zurück zu den Quellen, richtungweisend. Dabei ist jedoch vor einer romantischen Tendenz zu warnen, die Ursprung und Anfang verklärt, als ob da alles besser gewesen wäre. Auch ist darauf hinzuweisen, dass Geschichte sich nie wiederholt, auch Ursprungsgeschichte nicht. Eucharistiefeyer heute, um noch einmal das Beispiel des Abendmahls Jesu zu nehmen, ist nicht ein historisches Wiederholen. Dies wäre blosses Nachäffen. Wir müssten zu Tisch liegen, Sandalen tragen, barfuss sein; es dürften wirklich nur Männer daran teilnehmen, etc. Die Vergegenwärtigung des Abendmahls in der Eucharistie muss zwar unbedingt erkennbare und sinnlich wahrnehmbare Brücken zum Ursprung schlagen, doch die Erinnerung vergegenwärtigt im Geist und verbindet sich mit der konkreten Lebenssituation heute. Eine Ursprungsgeschichte entbindet uns daher nicht von der Verantwortung, für heute Entscheide zu treffen. Vielmehr gilt es, den einstigen Sinn und Geist zu erfassen, um ihn entweder in der Gegenwart wirksam werden zu lassen oder aber ihm

entgegenzutreten, wenn wir ihn als negativ beurteilen. Gerade bei einer Trennungs- und Konfliktgeschichte gilt es Gegensteuer zu geben und auf Versöhnung hinzuarbeiten. Dabei darf aber auch die Geschichte, die zwischen dem Ursprung und dem Heute liegt, nie vergessen werden. Auch sie ist prägend, hat Fakten geschaffen und will berücksichtigt werden. Jedes menschliche Tun und jede geschichtliche Entwicklung haben ihr je eigenes Gewicht für die Zukunft.

Es sei noch auf einen Faktor hingewiesen, der wichtig ist, wenn wir das Auseinandergehen der Wege in seiner Bedeutung für heute bedenken: Wenn ein Etwas älter ist und ein Späteres beeinflusst und hervorbringt, heisst das nicht, dass jenes besser und authentischer ist, das Nachgeordnete dagegen nur eine minderwertige Kopie. Die historische Beeinflussung wird oft als Abhängigkeit wahrgenommen. Jede religiöse Tradition will alles aus sich selbst, aus der eigenen Offenbarung schöpfen. Etwas von einer anderen Tradition zu lernen, wird als Infragestellung der eigenen Wahrheit erlebt. So sind Juden überzeugt, dass alles in der Tora enthalten ist, und für Christen ist Jesus die Fülle der Wahrheit. Doch es ist historisches Faktum, dass beide Traditionen viel voneinander gelernt bzw. aufgenommen haben, wie auch aus den Kulturen, die sie umgeben. Dadurch wird die eigene Tradition nicht kompromittiert. Man muss nur begreifen, dass jede konkrete religiöse Tradition einerseits aus der eigenen Offenbarung gespeist ist und andererseits aus dem Wirken von Gottes Geist durch die menschliche Vernunft, die sich in den Kulturen zeigt. Wenn wir also feststellen, dass die christliche Osterliturgie auch die Pessach-Haggada beeinflusst hat, so ist die Pessach-Haggada nicht bloss eine Reaktion auf diesen Einfluss. Und wenn Daniel Boyarin in seinem Buch „Borderlines“ zeigt, dass der Johannesprolog sich einer jüdischen Weisheitstheologie verdankt, gemäss der die Weisheit einen Wohnort unter den Menschen sucht, so ist der Prolog doch auch in sich wieder eine eigenständige Christologie. Nichts wird aus dem Nichts geschaffen. Das ist allein Gott mit dem Universum vorbehalten. Alles Weitere ist aus Etwas geschaffen, das schon da ist. Und trotzdem wirkt der freie, unableitbare Geist darin.

### **III. Dialog angesichts jüdisch-christlicher Ursprungsgeschichte**

Das Auseinandergehen der Wege in der Spätantike und die Entstehung für rabbinischem Judentum und Christentum hat also eine formgebende Bedeutung für das jüdisch-christliche Gespräch heute. Gerne möchte ich nun 10 Punkte formulieren, die mir «Borderlines» für den heutigen jüdisch-christlichen Dialog nahelegen.

*1. Das Judentum ist nicht die Religion des Alten Testaments. Es stellt ein Volk und eine Kultur dar, deren Glaube sich aus der doppelten Tora und einer reichen geistlich-geistigen Literatur nährt. Das Judentum ist bis heute eine lebendige Glaubens- und Kulturgemeinschaft.*

Mit «Borderlines» und der langen Geschichte des Auseinandergehens der Wege kommt die Vitalität der jüdischen Geschichte in den Blick und somit das Judentum nach Christus. Es wird bewusst, dass das rabbinische Judentum eine Verarbeitung des Verlusts des zweiten Tempels darstellt. An die Stelle des Opferkults tritt das Studium der Tora. Die mündliche Tora wird zum Strukturprinzip, um die schriftliche Tora auszulegen. Neben der rabbinischen Neuausrichtung, die Midrasch und Talmud hervorbringt, entwickelt sich auch das, was wir heute jüdische Mystik nennen. Die Hekalot- und Merkava-Texte zeugen davon. Die Lebendigkeit der jüdischen Tradition und die Treue in der Geschichte zum Bund am Sinai werden sichtbar. Schliesslich sind es vor allem politische Faktoren, die das Christentum gegenüber dem

Judentum zur grossen Mehrheit und zum Machtfaktor werden liessen, zumindest im römischen Reich. Doch der babylonische Talmud, der für das Judentum normativ wird, entwickelte sich unter den politischen Bedingungen des Sassanidenreichs, wo Christen und Juden egalitärer um religiöse Fragen miteinander rangen. Das Judentum hat im ersten Jahrtausend der Zeitrechnung seine eigene Geschichte und Identität entwickelt, die bis heute prägend ist.

*2. Das Alte Testament und der Tenach unterscheiden sich in Form und Inhalt. Die kanonische Anordnung der Bücher erzählt je eine unterschiedliche Theologie, die auch zu einer unterschiedlichen Rezeptionsgeschichte führt.*

Die Hebräische Bibel war bis in die Zeitenwende hinein ein nicht abgeschlossener Kanon von heiligen Büchern. Die Tora als Zentrum des Kanons stand fest. Bis auf wenige Teile war auch der Korpus der Propheten festgelegt. Bei den Schriften gab es aber eine gewisse Offenheit: Sie umfassten auch Texte aus der Diaspora, die auf Griechisch geschrieben wurden. Der Kanon der Hebräischen Bibel entstand faktisch post Christum. Die Rabbinen hatten sich mit der erstarkenden messianischen Interpretation der Christen auseinanderzusetzen. Rabbiner wie Theologen des entstehenden Christentums hatten über die endgültige Form des Kanons zu entscheiden. Die Christen fügten der Hebräischen Bibel nicht nur das Neue Testament hinzu. Sie gestalteten auch die Hebräische Bibel um. Sie lasen sie als Geschichte, die auf Jesus Christus zuläuft. So liessen sie auf die Tora, die fünf Bücher Mose, die Geschichtsbücher folgen, dann die Schriften und schliesslich die Propheten, die nach vorn auf die Ankunft Christi hinweisen sollten. Die Rabbinen wiederum zogen eine Grenze zur christlichen Interpretation. Einerseits bewahrten sie den Dreiklang Tora – Propheten – Schriften, so dass der Kanon mit dem wichtigsten Teil begann, worauf in abgestufter Autorität die Propheten und die Schriften folgen. Andererseits liessen sie die Bücher der Diasporajuden, die zum Teil auf Griechisch geschrieben waren, beiseite – wohl nicht zuletzt deshalb, weil das Diasporajudentum im hellenistischen Raum stark von den Christen rezipiert wurde. In ihm fand das Christentum mehr und mehr die eigene jüdische Kontinuität verkörpert. In der Grenzziehung zwischen Judentum und Christentum geht es nicht nur um Jesus aus Nazareth und seinen messianischen Anspruch. Eine unterschiedliche Rezeptionsgeschichte älterer jüdischer Texte und eine je eigene Formung der kanonischen Schriften ist genauso entscheidend. Für heute ist festzuhalten, dass im Dialog die Unterschiede zwischen Altem Testament und Tenach in Inhalt, Form und Auslegung ernst zu nehmen sind.

*3. Die Texte des Neuen Testaments sind über weite Strecken ein jüdisch-messianisches Glaubenszeugnis, das sich in besonderer Weise mit der Bedeutung des Judentums für alle Völker auseinandersetzt. Es trägt starke Züge mystisch-messianischen Denkens.*

Das Neue Testament als Kanon ist ein christlicher Korpus, der sich klar vom rabbinischen Judentum absetzt. Am Ende des 2. Jh. der Zeitrechnung entstanden, gehört das NT mit dem AT zusammen zur christlichen Grenzziehung. Die im Neuen Testament enthaltenen Schriften hingegen sind weitgehend Glaubenszeugnisse einer jüdisch-messianischen Bewegung. Dies gilt unumstritten für juden-christliche Texte wie das Matthäusevangelium. Es gilt aber auch für die anderen Evangelien. Sie enthalten viele Erzählungen, Tora-Unterweisungen und halachische Auseinandersetzungen aus der Lebenszeit Jesu, als von Christentum noch kein Schimmer am Horizont war. Allerdings interpretieren sie dieses Material aus der Perspektive

des Auferstehungsglaubens, der dem Messianismus Jesu ein ganz neues Gesicht gab. Nicht nur die Evangelien, auch Paulus hat das Judentum seiner Zeit nicht hinter sich gelassen. Vielmehr verkörpert er einerseits das Diaspora-Judentum und andererseits das messianische Judentum, das sich gerade darin als Judentum versteht, dass es Licht für die Völker ist. Die messianisch-endzeitliche Bewegung hat sich im Judentum und unter den Gottesfürchtigen, die vom Judentum schon geprägt waren, verbreitet. Für heute bedeutet dies, dass die Texte des NT auch mit jüdischer Brille zu lesen sind. Dabei werden ganz neue Sichtweisen entdeckt. Wenn Juden diese Texte auch als Texte ihrer Geschichte lesen könnten, nicht als Glaubenstexte, dann wäre viel gewonnen.

*4. Rabbinisches Judentum und Christentum stellen zwei Glaubens- und Interpretationswege der Hebräischen Bibel dar. Gemeinsame Lektüre der Heiligen Texte sowie die Verbindung des Studiums von Kirchen- und Judentumsgeschichte sind gefordert.*

Damit ist nochmals zusammengefasst, was die drei ersten Punkte entfalteten. Jüdisch-christlicher Dialog heute ist am fruchtbarsten, wenn Juden und Christen gemeinsam um die Bedeutung ihrer Heiligen Texte für heute ringen. Zwei Lerngemeinschaften, die in An- und Abgrenzung die Texte und ihre Rezeptionstradition lebendig halten und der Gesellschaft der Gegenwart zur Verfügung stellen – das ist Dialog heute. Zudem gehört zum Fach Kirchengeschichte auch Judentumsgeschichte, denn in Kirche und Synagoge wirkt die biblische Heilsgeschichte fort. An den theologischen Fakultäten müssten hier entsprechende Änderungen vorgenommen werden.

*5. Jede Form von Substitutionslehre ist zu vermeiden. Das Christentum ist nicht an die Stelle des Judentums getreten. Beide Traditionen sind aber legitime Fortschreibungen biblischer Geschichte. Kirche und Synagoge sind je Gottes Volk, denn dieses ist zwiefältig.*

Die vielleicht wichtigste Erkenntnis aus «Borderlines» und der Rekonstruktion der jüdisch-christlichen Frühgeschichte besteht darin, dass die Geschichte die Substitutionslehre der Christen Lügen straft. Jüdische Geschichte ist neben der christlichen Geschichte in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und darüber hinaus weitergegangen. Aus der Erstarkung des Christentums durch die politische Macht des römischen Imperiums ist nicht eine theologische Niederlage des Judentums abzuleiten. Beides sind geistig-geistliche Traditionen, die ans Erbe der Vorzeit anknüpfen und dieses unterschiedlich erschliessen. Waren Christen früher der Ansicht, die Kirche habe das Judentum verdrängt, hört man heute christliche Stimmen sagen, sie hätten das Judentum zu Unrecht enterbt. Sie bleiben im Substitutionsdenken stecken, einmal positiv und einmal negativ beurteilt. Weil konkret geschichtliches und ethnisch-biologisches Erbe einerseits und geistig-geistliches wie auch theologisches Erbe andererseits nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen, kann sich eine Theologie, die Judentum und Christentum je als «verus Israel», als Volk Gottes sieht, angesichts der neuen Geschichtsrekonstruktion halten. Dies ist selbstverständlich eine christliche Sichtweise.

Für Juden ist eine theologische Interpretation der rekonstruierten jüdisch-christlichen Ursprungsgeschichte als ein zweifaches Fortführen der Volk-Gottes-Geschichte nicht annehmbar. Juden müssten das Neue Testament und den Neuen Bund mit der Kirche anerkennen. Juden sehen Christen vielmehr, wenn es gut geht, im Bund der Noachiden.

Christen gehören somit in dieser Perspektive grundsätzlich zu den Gerechten der Welt. Wenn die oben schon erwähnte Erklärung von orthodoxen Rabbinern «Den Willen unseres Vaters im Himmel tun» davon spricht, dass das Christentum weder ein historischer Zufall noch ein Unfall ist, sondern einen positiven Platz in der Geschichte einnimmt, die unter der Vorsehung Gottes steht, dann ist dies schon ein sehr wichtiges Statement. Damit ist aber auf keinen Fall gesagt, die Christen seien auch ein «verus Israel», ein «besonderes Eigentum und Volk Gottes». Die Frage, wie sich der neue und der alte Bund zueinander verhalten, stellt sich aus jüdischer Perspektive gar nicht. Angesichts der Geschichte des Auseinandergehens der Wege bleiben die theologischen Deutungen und Konzeptualisierungen von Juden und Christen grundsätzlich verschieden und nicht vereinbar.

*6. Die Beziehung von Judentum und Christentum ist theologisch gesehen einmalig. Sie ist nicht einfach dem interreligiösen Dialog zuzuordnen. Sie ist aber auch grundsätzlich etwas anderes als die Ökumene.*

Auch sieht die christliche Perspektive im Dialog anders aus als die jüdische. Das nur langsame Auseinandergehen der Wege ist die Folge der engen und einmaligen Verbundenheit, die das Christentum mit dem Judentum hat. Das Christentum hat seinen Grund im jüdischen Messias Jesus aus Nazareth und in einem durch ihn konstituierten «Neuen Bund», der seinen Ursprung zwischen Abendmahl am Pessachfest und Übergabe des Messias an die Römer, d.h. die Völker, zur Hinrichtung hat. Judas «verrädt» Jesus nicht, sondern er «übergibt» ihn aus dem jüdischen Volk heraus an die Römer. Ein sehr geheimnisvoller und symbolisch aufgeladener Akt, der den Alten und den Neuen Bund unterschiedlich und doch verbunden sein lässt. Dies stellt schon religionsgeschichtlich einen einmaligen Tatbestand dar. Daher hat die röm.-kath. Kirche den Dialog mit dem Judentum im Vatikan rein organisatorisch nicht dem interreligiösen Dialog zugeordnet. Vielmehr wird er vom Kardinal geführt, der für die Einheit der Christen, die Ökumene, zuständig ist. Theologisch gesehen ist dies ein starkes Statement. Grenzziehungen sind auch heute nicht so allgemein möglich. Das jüdisch-christliche Verhältnis ist eine Beziehung *sui generis*.

*7. Neben der kahal Israel und der ecclesia ex gentibus hat es in der Frühzeit lange eine ecclesia ex judaeis gegeben. Warum sollte es sie in der Geschichte nicht wieder geben? Der jüdisch-christliche Dialog hat dafür den Raum offen zu halten.*

Die Forschung hat gezeigt, dass die jüdisch-christlichen Gemeinden in der Antike länger existierten, als bisher angenommen. Die Teilnahme von Jesus-Anhängern und Christen am Synagogengottesdienst und an jüdischen Festen wurde zuweilen im 4. Jh. noch bekämpft, wie es das Beispiel von Johannes Chrysostomos zeigt. Auch in der Basilika Santa Sabina in Rom zeigt ein Mosaik aus dem 5. Jh., dass es neben der «Kirche aus den Heiden» noch eine «Kirche aus den Juden» gab. Müsste nicht heute auch Raum geschaffen werden, dass es diese religiöse Existenzform von Juden, die an Jesus Christus glauben, wieder geben könnte? Messianische Juden, die es heute durchaus gibt, werden vom offiziellen jüdisch-christlichen Dialog ferngehalten. Dies zu Recht, weil sie oft missionarisch sind. Die röm.-kath. Kirche hat sich erst seit kurzem mehr oder weniger eindeutig gegen jede Judenmission gewendet. Im Dokument «Die Gaben und die Berufung von Gott sind unwiderruflich» von 2015 heisst es, die Kirche kenne keine «institutionalisierte Judenmission» und Christus müsse auf andere Weise von Juden bezeugt werden. Im November 2018 hat sogar Papst em. Benedikt sich nochmals dazu

geäußert und gesagt: Mission nein, Dialog ja. Dies wurde öfters auch von röm.-kath. Denkern theologisch zu begründen versucht. Verzicht auf gegenseitige Missionierung ist Grundvoraussetzung für den jüdisch-christlichen Dialog. Doch es gilt auch die Religionsfreiheit. Und dort, wo Menschen konvertieren, wäre es für die Kirche, die aus den Heidenvölkern kommt, heute wichtig, dass sie Juden, die Christus nachfolgen wollen, nicht einfach bei sich aufnimmt. Vielmehr soll ihnen geholfen werden, ihre eigene Form von Gemeinschaft und ihre eigene Berufung zu finden, eben eine «ecclesia ex judaeis», eine «Kirche aus dem Judentum» zu bilden. Auch für sie gilt natürlich: Mission nein und Dialog ja.

*8. Das Judentum hat sich, unabhängig vom wachsenden Christentum, mit der hellenistischen Kultur verbunden. Hebräisch-jüdische Kultur einer christlich-hellenistischen Kultur entgegenzustellen, ist zu einfach. Bipolaritäten wie emuna und pistis, Dogma und Ethik etc. auf die beiden Glaubenstraditionen aufgeteilt, sind zu überwinden.*

Die Weisheitsliteratur in der katholischen Bibel und weitere Schriften aus der Antike zeigen, wie das Judentum in der hellenistischen Diaspora vom griechischen Denken geprägt war. Die Septuaginta, die griechische Übersetzung der Hebräischen Bibel, ist eine jüdische Leistung. Daniel Boyarin hat zudem in mehreren seiner Bücher aufgezeigt, dass sich schon im Buch Daniel Vorstellungen finden vom unzugänglichen Gott im Himmel und seiner Erscheinung auf Erden im Menschensohn. Und Philo von Alexandrien war ein jüdischer Philosoph, der platonisches Denken mit dem biblischen Monotheismus verband. Genau diese Tradition wird das Christentum beim Auseinandergehen der Wege weiterführen, das Judentum jedoch abstossen. Später hat sich aber auch jüdisches Denken immer wieder der Philosophie und der Mystik zugewandt und viele Konzepte integriert, wie die reiche kabbalistische Tradition bis in die Moderne hinein bezeugt. Ein nur komplementäres Verständnis von jüdischer und christlicher Tradition im Dialog ist auch heute zu einfach. Das Judentum hat einst hellenistische und heute säkulare Kulturelemente integriert, wie die auch die christliche Tradition einst tat und heute tut. Doch Judentum und Christentum haben oft andere Akzente gesetzt und die kulturellen Errungenschaften aus ihrem Umfeld unterschiedlich integriert. Das gilt für die Vorstellung von Glauben, Messianismus, Verhältnis von Dogma und Ethik, Recht und Moral etc.

*9. Neuformulierungen des Glaubens in der gesamten Theologie, um den impliziten Antijudaismus zu überwinden. In Gebeten und in der Liturgie als Ganzes haben Anpassungen vorgenommen zu werden, die Angrenzung und Abgrenzung, Ineinander und Miteinander von Judentum und Christentum berücksichtigen.*

Die enge Verbundenheit von jüdischer und christlicher Tradition sollte dazu führen, dass nach einer Zeit der Abgrenzung und Trennung, wie sie «Borderlines» zeigt, und nach einer Zeit der gegenseitigen Polemik und der Verfolgung, ein Zueinander und Miteinander gesucht wird. Vor allem soll die eigene Identität nicht mehr auf Kosten der Anderen formuliert werden. Das heisst nicht, dass Konsens hergestellt werden muss. Differenzen sollen und müssen bleiben. Es heisst aber für Christen zum Beispiel, dass sie in ihrem Glaubensleben und in ihren Gebeten die Verwandtschaft und Nähe zum Judentum auch explizit zum Ausdruck bringen sollen. Wenn ein Vers der Tantum-ergo-Übersetzung im Schweizer Kirchengesangbuch zum Beispiel lautet: «Dieser Bund wird ewig währen und der alte hat ein End», so ist dies theologisch heute nicht mehr haltbar. Auch das vierte Hochgebet wäre zu revidieren. Da heisst



es im heilsgeschichtlichen Abriss: «Immer wieder hast du den Menschen deinen Bund angeboten und sie durch die Propheten gelehrt, das Heil zu erwarten.» Doch der Bund wurde nicht einfach «den Menschen» angeboten und Propheten lehrten auch nicht einfach «die Menschen». Die Passage könnte heissen: «Mit Israel hast du einen Bund geschlossen und dein Volk durch die Propheten gelehrt, das Heil zu erwarten.» So müssten heute viele Gebete leicht korrigiert werden. Vor allem würde ein „Tag des Judentums“, wie er in Österreich und in der Schweiz in je unterschiedlicher Form begangen wird, auch der deutschen Kirche gut tun. Es ginge dabei weniger darum, der Shoah zu gedenken. Da hat Deutschland schon eine Erinnerungskultur. Vielmehr braucht es Gefässe, um die theologische und spirituelle Verbundenheit von Synagoge und Kirche zum Ausdruck zu bringen.

#### *10. Arbeit der Versöhnung für ungerechtes Leid aus der Geschichte. Aufarbeitung!*

Bereits in den ersten Jahrhunderten beim Auseinandergehen der Wege ist die Atmosphäre von gegenseitiger Polemik und Verunglimpfung geprägt. Sie führt zu Gewaltausbrüchen schon in früherer Zeit. Viel Unrecht und Leiden, Lügen und Verachtung, Diebstahl und Mord hat sich zwischen Juden und Christen angehäuft. Die Hauptschuld liegt eindeutig auf Seite der Christen. Versöhnungsarbeit ist weiterhin von grosser Bedeutung und muss fortgeführt werden. Der Aufarbeitung und Prävention von Judenhass muss die Kirche gerade heute neu und entschieden entgegenreten.

Meine Damen und Herren, mit diesen 10 Punkten möchte ich meine Ausführungen gerne schliessen. Ich hoffe, sie beleben nun unser Gespräch. Danke für Ihre Aufmerksamkeit.